

Werner Schneyder

# Krebs

*Eine Nacherzählung*

LangenMüller

Inhaltsverzeichnis/Leseprobe aus dem Verlagsprogramm der  
Buchverlage LangenMüller Herbig nymphenburger terra magica

Bitte beachten Sie folgende Informationen:

Der Inhalt dieser Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt,  
alle Rechte liegen bei der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, Mün-  
chen.

Die Leseprobe ist nur für den privaten Gebrauch bestimmt  
und darf nur auf den Internet-Seiten [www.herbig.net](http://www.herbig.net),  
[www.herbig-verlag.de](http://www.herbig-verlag.de), [www.langen-mueller-verlag.de](http://www.langen-mueller-verlag.de),  
[www.nymphenburger-verlag.de](http://www.nymphenburger-verlag.de), [www.signumverlag.de](http://www.signumverlag.de)  
und [www.amalthea-verlag.de](http://www.amalthea-verlag.de)  
direkt zum Download angeboten werden.

Die Übernahme der Leseprobe ist nur mit schriftlicher  
Genehmigung des Verlags gestattet.  
Die Veränderung der digitalen Leseprobe ist nicht zulässig.

Besuchen Sie uns im Internet unter:  
[www.langen-mueller-verlag.de](http://www.langen-mueller-verlag.de)

1. Auflage Januar 2008
2. Auflage Februar 2008
3. Auflage Februar 2008
4. Auflage Februar 2008
5. Auflage März 2008

© 2008 by LangenMüller  
in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzl  
Umschlagfoto: getty images, München  
Herstellung und Satz: VerlagsService Dr. Helmut Neuberger  
& Karl Schaumann GmbH, Heimstetten  
Gesetzt aus der 10,75/14 GaramondBQ-Regular  
Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7844-3127-7

Ich habe lange gezögert, mich zu vagen oder prä-  
zisen Erinnerungen zu zwingen. Aber jetzt möch-  
te ich erzählen, weil ich es dir erzählen möchte.  
Wenn ich jetzt dir, mit der ich noch Leben vor mir  
habe und von der ich genau gekannt sein möchte,  
erzähle, spreche ich über den Tod, dessen Abwehr  
durch Medizin, deren Beherrschung oder Nichtbe-  
herrschung durch Ärzte.

Da sind Erfahrungen dabei, die ich gerne öffentlich  
machen möchte. Nicht als Anklage, nicht als Pole-  
mik. Als Feststellungen. Und vor allem als Fragen.  
Ich werde dir den Hergang so erzählen, dass ich die  
Freunde, sofern sie eingreifen, bei ihren echten Vor-  
namen nenne, die vielen Freundinnen und Freunde  
– du kennst die meisten schon – nur als Gruppe.  
Andere Namen werde ich nur den Ärzten geben.  
Ich denke mir die Namen nicht aus, ich suche sie  
auch nicht im Telefonbuch, ich entnehme sie mei-  
nen Schachbüchern. Sie haben mit Siegen und Nie-  
derlagen, gelungenen oder irrigen Analysen zu tun,  
auch gutem oder schlechtem Benehmen, mit Genie  
und Wahnsinn. Insofern scheint mir der Namens-  
missbrauch legitim. Die Zuordnung ist absichtslos  
und zufällig.

Weißt du, ich wünschte mir auch, dass der eine oder andere Arzt diesen Text liest und sich bewusst, bewusster macht, vor welchem Hintergrund er seine medizinischen Entscheidungen trifft.

Natürlich ist von Ärzten nicht zu verlangen, Privates zu recherchieren, um Entscheidungen in Relation zu Lebenssituationen setzen zu können. Aber sie sollten aus dem Verhalten von Patienten Schlüsse ziehen, wenigstens versuchen, sich in die Situation der Kranken zu projizieren, statt mechanische Exekutoren ihres medizinischen Credos zu sein.

Mach dir keine Sorgen, dass ich mich verbeiße. Im Gegenteil. Ich löse den Starrkrampf meines Kiefers, wenn von Onkologie die Rede ist.

Ich werde versuchen, so kühl zu bleiben wie möglich. Die Hand soll beim Tippen so ruhig sein wie die mit dem Messer des Krebschirurgen. Das ist ein Vorsatz. Ob er gelingt, ist offen.

Rothenthurn, drei Jahre danach.

1.

Wir sehen aus der Küche das Auto des Arztes kommen.

Ich habe Krebs, sagt sie.

Der Arzt wohnt eine Autostunde von unserem Haus und – wie ich immer sage – *unserem* See. Er hätte angerufen, wenn es nicht etwas zu sagen gäbe, was man einem nur ins Gesicht sagen kann.

Habe ich Krebs?, fragt sie pro forma.

Ja. Es ist ein ganz aggressiver Tumor, sagt der Arzt. Er heißt Rainer und ist ein Freund. Jetzt sagt er, er, der ihr so oft und oft das Rauchen verboten hat: Jetzt rauchst du erst einmal eine.

Ja, sagt sie und saugt.

Die Frage, ob dieser Rauch an allem Schuld trägt, stellt keiner. Wozu noch?

Es ist später Abend. Durch die breite Glastür des Wohnzimmers sehe ich hinter dem Balkon den nächtlichen See. Den See unserer vielen Sommer. Im Haus unserer Liebe zum See.

Du bist morgen um sieben Uhr in der Früh im Krankenhaus angemeldet, sagt Rainer, ich habe alles bestellt.

Er meint das eine weitere Autostunde entfernte Krankenhaus der Landeshauptstadt.

Das kommt nicht in Frage, sage ich. Sie muss auf die Universitätsklinik. Sie muss zum – und jetzt fällt mir der Name des Krebspapstes nicht ein, der immer im Fernsehen diskutiert hatte, als es galt, einen von seinen Wahnideen besessenen Wunderheiler in die Schranken zu weisen.

Rainer akzeptiert meinen Einspruch nicht: Ich würde sie in einige Abteilungen dieses Krankenhauses nicht schicken, aber der Primarius der Urologie ist ein Ausnahmekönner. Da kommen Leute von überall her, um sich von dem operieren zu lassen.

Es ist ein Blasenkrebs.

Sie raucht. Wir schweigen.

Der See gluckst wie immer. Die Lichter vom anderen Ufer spiegeln sich wie immer.

Ich denke, wie das alles kam. Wie sie im Winter ihren runden Geburtstag gefeiert hatte, im großen Kreis ausgesuchter Freunde, in einem unvergesslich schönen Fest, wo gesungen wurde, musiziert, rezipiert, geredet. Wo sie eine kleine Rede hielt, die erste in der von mir überblickbaren Zeit von etwa vierzig Jahren, und wie sie die Rede hielt, so als hätte sie nie etwas anderes getan. Wo mir so klar war, wie viele sie lieben und warum. Ich denke, wie ich damals die fahle Haut unter der Schminke sah und fühlte: Sie hat allen Grund zur Freude und sie freut sich auch. Doch die Freude strengt sie an. Es geht ihr nicht gut. Liegt das an meiner Sentimentalität? Ich möchte immer noch und immer wieder das schöne

Mädchen sehen, durchschimmern sehen, das sie war und das sie jetzt, genau jetzt, in diesem Mischlicht wieder ist. Aber sie ist eben nicht jünger geworden, wie ich auch. Welche Sorgen mache ich mir? Dann war der Sommer gekommen. Wir schwammen, lasen und tranken in der prallen Sonne. Die Haut wurde braun. Nichts deutete auf eine Krankheit hin. Oder doch? Manchmal die Erschöpfung, wenn Freunde nach Suff und Völlerei gegangen waren, eine vordem nie gekannte Erschöpfung, verbunden mit der Freude darüber, dass die nächsten Tage *nichts los* sein würde. Wir werden alt, dachte ich, warum auch nicht, es stimmt doch, man kann darüber nicht hinwegsehen, wozu auch?

Aber dann war sie eines Tages leichenblass vom Klo gekommen und hatte von mörderischen Blutungen erzählt. Blutungen, von denen sie für sich geklärt hatte, es könnten keine gynäkologischen gewesen sein.

Du rufst sofort den Arzt an, sagte ich. Ich meinte den Freund, der seit Jahren die Fragen beantwortet hatte, wenn dieses oder jenes Krankheitsbild eine erste Auskunft verlangte. Der Arzt hielt eine sofortige Untersuchung bei dem in der nahen Kreisstadt niedergelassenen Urologen für unerlässlich, fixierte unverzüglich einen Termin.

Wir standen vor unserem Haus. Der Sommervormittag war strahlend. Fassungslos, ja wütend, bemerkte ich, dass sie mit ihrem eigenen Auto fah-

ren wollte. Ich sagte ihr, das würde ich auf keinen Fall erlauben. Wir rufen – ich hatte das Autofahren ein Leben lang nicht erlernen wollen – sofort ein Taxi. Nein, sagte sie, ich fahre selbst. Das war diese Bestimmtheit, diese Selbstbestimmtheit, der ich viel zu verdanken hatte. Natürlich auch Schmerz. Mit Schweißperlen auf der Oberlippe stieg sie ins Auto. Ich rief unseren Sohn an. Seit Jahren gab es zwischen uns nur eine uneingeschränkt vertrauensvolle Partnerschaft: unsere Beobachtung ihres Wohlbefindens. Es fielen die in solchen Situationen üblichen Worte: Es wird schon nichts Ernstes sein, oder so ähnlich.

Dann saß ich auf dem Balkon. Unfähig, etwas anderes zu tun, als Szenarien durchzuspielen. Grauenhafte. Tröstliche. Immer wieder die Frage, was ich denn hier allein täte, wenn.

Dann wieder der Befehl zum Wegschieben aller Horrorszenarien. Und der Vorwurf, mehr um sich selbst zu zittern als um sie.

Nach zwei Stunden war sie wieder da. Aus dem Auto stieg eine Tote. Das hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen: eine stehende, sprechende Tote, an ihr Auto gelehnt. Sie erzählte, der niedergelassene Urologe sei ein grober, unhöflicher Mensch gewesen, hätte die Untersuchung bald abgebrochen mit der Begründung, die Blutung sei so stark, da könne er mit den Möglichkeiten seiner Praxis nichts sehen und erkennen, eine Unter-

suchung im Krankenhaus der Kreisstadt sei erforderlich. Dort war der Mann extern für Urologie zuständig.

Es gäbe nachmittags auch schon einen Termin, sagte sie. Auf der Fahrt nach Hause hätte sie zweimal einfach nicht mehr weitergekonnt, hätte sie stehen bleiben müssen.

Du fährst am Nachmittag auch nicht mit dem Taxi, da bringt dich die Rettung hin, die ich jetzt sofort bestelle, da fahre ich auch mit, sagte ich zu der Toten, die es ganz langsam aufhörte zu sein. Ich wollte sie auf den Balkon führen, ein beruhigendes Glas Rotwein einschenken, sie aber fragte, ob es in der Zwischenzeit einen wichtigen Anruf gegeben hätte. Sie wird mich noch vom Totenbett aus fragen, ob ich nicht vergessen hätte, heute nur die halbe Tablette zu nehmen, dachte ich mir. Sie wird sich um mich kümmern, solange sie atmet. Was kann ich für sie tun? Freilich, ich habe immer etwas getan für uns, für unser beider Leben. Ich war fleißig, bald auch erfolgreich, ich habe Geld verdient, wir konnten wunderbar leben. Aber all das hatte ich für uns getan. Was für sie?

Nein, es hätte keinerlei Fax, keine Anrufe gegeben, gab ich als Auskunft. Die Welt respektiert unsere Sommerpause. Jetzt trinken wir ein Glas Rotwein.

Ich sah an ihr vorbei ins blaue Wasser, sah unseren Steg, die Wiese davor, und dachte immer wieder, was sollte ich hier alleine? Und dann schoss es mir ein:

Du spinnst! Sie lebt! Nichts ist endgültig, nichts ist unheilbar. Warum projizierst du dich in eine Katastrophe? Es gibt keinerlei Befund! Du bist ein präventiv wehleidiges Arschloch. Ich streichelte sie.

Die Rettung kam pünktlich. Das Mitfahren verbot sie mir. Ich wartete.

Die Filme liefen ab. Die im Freundeskreis schon zu Tode erzählte komische Geschichte des Kennenlernens, die Momente der Verwirrung, der Posen, der zu lang verzögerte Abschied von einem anderen Mädchen bis zum entscheidenden Satz. Zwei Mädchen gingen in Richtung Kino, dahinter Freund Leopold und ich. Und ich sagte zu Leopold, mit Blick auf sie: Die heirate ich. Auf seine Frage: Warum? antwortete ich: Weil ich mir später einmal nie verzeihen könnte, sie nicht mehr zu kennen. Ja, so war's. Oder so ähnlich.

Die Rettung brachte sie wieder.

Nein, der niedergelassene, aber auch für das Krankenhaus zuständige Urologe habe keinerlei Hinweise auf Krebs gefunden. Es müsse sich um eine geplatze Ader oder irgendetwas anderes handeln, zur Sicherheit werde er aber – wie in solchen Fällen üblich – eine Gewebeprobe ins Labor einschicken.

Wir verständigten Freund Rainer. Der hatte natürlich längst schon mit dem Urologen gesprochen. Rainer meinte auch, jetzt sei einmal der erlösende Befund des Labors abzuwarten. Bis dahin Schonung, diese oder jene Therapie und so. Es vergingen

zehn Tage. Ihr ging es nicht gut. Aber ich sagte immer wieder, es ist kein Krebs, der Urologe mag dir nicht angenehm gewesen sein, aber er wird sein Geschäft schon verstehen.

Jetzt sitzen wir da mit unserem Arzt und Freund. Der See gluckst unbeteiligt. Sie saugt an der Zigarette. Blasenkrebs ist bei Rauchern weit häufiger, sagt Rainer, so wie Lungenkrebs. Ich bin unfähig zur Wut. Zur Wut über die Vergeblichkeit des Bittens und Forderns. Noch einmal erklärt Rainer uns, dass sie schon morgen um sieben in die besten Hände käme. Dann fährt er.

Wir beginnen zu planen. In der Landeshauptstadt leben meine Schwester und mein Schwager. Bei denen würde ich wohnen können, um ständig in der Nähe der Kranken zu sein. Ich bin Hotels gewöhnt, mag sie sogar, würde unter normalen Umständen lieber dort wohnen. Aber sie hat recht, wenn sie sagt, dort wirst du wahnsinnig. Ich gebe zu, es wird einen Menschen geben müssen, bei dem ich Angst haben, weinen, hoffen, essen, trinken und auch Schach oder Klavier spielen kann. Das ist meine Schwester.

Es ist zu spät, um anzurufen. Morgen werden wir im Morgengrauen wegfahren, zunächst zu Schwester und Schwager, um Bescheid zu geben, dann ins Krankenhaus, um das für sie bestellte Bett zu beziehen, und dann, ja, was dann. Wir sind kühl wie vor einer Studienreise. Dies mitzunehmen wäre sinn-

voll, dies nur unnötiger Ballast. Das würde sie gerne im Krankenhaus haben, das ich bei meiner Schwester. Wir packen.

Wir tragen alles zum Auto. Es ginge ihr gut, sagt sie. Sie wird selbst fahren. Sie fände es unerträglich, nicht selbst zu fahren. Irgendwann sagen wir, es wäre sinnvoll, ein wenig zu schlafen.

Wir haben getrennte Zimmer. Nicht nur hier im Sommerhaus. Auch in unserer Stadtwohnung. Das mag Freunde verwundert haben, hat aber eine ganz einfache Geschichte. In der Garçonnière, in der wir erstmals zusammengezogen waren, gab es im einzigen Zimmer eine breite, gläserne Doppeltüre auf einen Balkon. Links an der Wand stand mein Bett. Es füllte den Raum zwischen Balkontür und Wand aus. Schon ein breiteres Bett hätte das Betreten des Balkons, das Öffnen der Glastüre, unmöglich gemacht. Also musste ein zweites Bett auf die andere Seite. Zwei junge, sich zu lernen versuchende Menschen gewöhnten sich daran, sich zu besuchen und zu verlassen. Das prägt. Schlafen kann man eines Tages nur mehr allein. Dazu kam, dass ich schon bei Nennung des Begriffs *Schlafzimmer* an das meiner Eltern und an die sich dort abspielende Ehe denken musste, manchmal heute noch muss. Das hat immer ein kurzes Schaudern zur Folge. Daran denke ich jetzt nicht. Zwischen unseren über einen Balkon verbundenen Zimmern ist nur eine dünne Wand. Wir hören unser Wachsein. Immer wieder einmal presse

ich meinen Kopf in das Polster. Sie soll mein Weinen nicht hören. Der Wecker läutet gänzlich sinnlos. Wir sind beide wach. Der See schickt uns seine nächtlichen Wassergrüße. Wir sind geschäftsmäßig nervös, wie einst vor einer Uni-Prüfung. Sie startet das Auto. In der ersten Kurve dreht sie den Kopf in Richtung See und sagt: Ob ich den noch einmal sehe?